

## Steh ich hier richtig?

Ein Entree in die Bibliothek Werner Oechslin

Wo immer ein neugierig suchender Mensch eine unübersehbar reichhaltige Bibliothek betritt, verfällt er in ein die Sinne umnebelndes Staunen, ja in anbetende Bewunderung vor den Schätzen, in denen er alle Geheimnisse des Lebens gesammelt und erläutert wähnt, oder aber in eine abgrundtiefe Verzweiflung und Traurigkeit darüber, dass sein Leben niemals ausreichen wird, das in den Büchern tief verborgene Wissen auszuloten und für sich nutzbar zu machen. Bibliotheken können entsprechend Vorräume himmlischer Glückserwartung sein, in denen uns Lösungen zu allen Fragen vorgegaukelt werden, die wissens- und lebenssüchtige Menschen in Atem halten. Oder sie können uns als Vorhöllen und Strafkammern erscheinen, in denen die Sinnlosigkeit der eigenen Anstrengungen auf unabweisliche Art vorgeführt wird, so, dass man in ungesundem Grübeln und Hadern mit sich und der Welt verfällt.

Niemand hat diesen Widerspruch eindrücklicher beschrieben als der Argentinier Jorge Luis Borges, der in seiner Erzählung „Die Bibliothek von Babel“ uns gleich beides liefert: den Enthusiasmus und die Illusionen der Glückssucher, die von einer sechseckigen Galerie zur anderen rennen in der Hoffnung, für die sie bedrängenden Fragen an einem ganz bestimmten Ort die erlösende Antwort zu finden; und die übermäßige Verzagtheit der Enttäuschten, die sich über die Brüstungen der Galeriegänge in die unermessliche Tiefe des Alls hinabstürzen, um ihren quälenden Gedanken ein Ende zu bereiten und sich im Fallwind ihrer Verzweiflung in nichts aufzulösen. Es gibt für nachdenkliche Menschen keinen Ort, an dem sie härter und unnachsichtiger auf sich selbst zurückgeworfen werden, als in einer wohl ausgestatteten Bibliothek. Wer bin ich, armer Wurm, angesichts der Geister, die mich hier umschweben? Eine Bibliothek ist ein gewaltiger Friedhof, der einer Auferstehung entgegenharrt, für die es keinen anderen Erlöser gibt als das eigene Ich. Werde ich irgendwann die Kraft und den Mut haben, für irgendeinen Gedanken, tief in den Druckzeilen vergraben, eine kleine Auferstehung zu bewirken?

Um solch schwarze Gedanken zu vertreiben, gibt es glücklicherweise Gegenbilder. Wenn ich nach Venedig komme, besuche ich immer die Scuola di San Giorgio degli Schiavoni, wo Carpaccios Vision des Heiligen Augustinus zu

sehen ist. Hier wird eine seltsam befreiende Art des Umgangs mit dem Wissen zelebriert. Auf leicht erhöhtem Podest sitzt der Heilige in der rechten Bildseite auf einer Bank an seinem Schreibtisch, den Blick auf das Fernster gerichtet, dessen Licht ihm das Gesicht erhellt. Die rechte Hand mit der Feder zwischen den Fingern hat er leicht angehoben, als ob er gerade aufgrund eines inneren Denkvorgangs das Schreiben unterbrochen hätte. Obwohl der Raum reich bestückt ist mit Gegenständen – Bücher, kleine Figuren, Werkzeuge, eine Armillarsphäre und andere wissenschaftliche Messgeräte und Instrumente – wirkt er offen, ja geradezu leer, denn das einströmende Licht wirft lange Schatten über den Boden, sodass das Gefühl entsteht, hier kämen Körper und Geist richtig zu weitem Atem. Links vom Schreibtisch sitzt in angemessener Entfernung der kleine Schauspieler, das sich auf dem Gesicht des Heiligen abspielt. Einige Bücher sind für den Blick des Betrachters so aufgeschlagen, dass sie beinahe lesbar werden: Man erkennt Musiknoten und Texte, und Experten haben eruiert, dass es sich dabei sowohl um geistliche wie um weltliche Musik handelt. Insgesamt vierundneunzig Bücher sollen sichtbar sein, der Anzahl der Schriften entsprechend, die der Heilige verfasst haben soll. Man sagt, das Gesicht des Heiligen Augustinus, der dabei ist, seinem Zeitgenossen Hieronymus einen Brief zu schreiben, sei auch ein Porträt des Kardinals Bessarion, der die Geistesarbeit an der Scuola di San Giorgio mit mächtiger Hand gefördert und beschützt habe und hier vom Maler Carpaccio in verehrender Weise als erleuchteter Mann dargestellt worden sei.

Das Geheimnis dieses Bildes ist jedoch die versteckte Aussage, dass Wissen befreiende und erlösende Folgen haben kann. Man soll den Kopf nicht verbissen und betrübt in die Buchseiten stecken. Um das zu begreifen, was in den Büchern steht, braucht es eine Vision, eine Vorstellung davon, wonach man sucht. Fleiß und Fülle sind nichts, ohne dass ein leitender Gedanke diese Suche erhellt. Wenn dieser da ist, wird das Wissen von allem Belastenden befreit. Der Denkraum wird heiter und hell, die Dinge verlieren ihre dunkle Schwere, sie werden zu sprechenden und klärenden Zeichen. Jeder, der ob der unübersehbaren Menge der je vorgedachten und längst schriftlich niedergelegten Gedanken verzweifeln möchte, soll

diese Wallfahrt nach Venedig zum Augustinus des Carpaccio machen.

Wer eine große Bibliothek, ein Museum, eine Wunderkammer oder ein „theatrum sapientiae“ betritt, braucht sich nur an die Devise des Ignatius von Loyola zu halten: „Bewahre dir überall die Freiheit des Geistes, die von menschlicher Rücksicht unbeeinflusst ist. Du sollst immer frei sein für das Gegenteil von dem, was du gerade tust, und diesen inneren Selbstbesitz dir durch kein Hindernis entreißen lassen.“ Hätten wir im 17. Jahrhundert Rom besuchen können, so wäre vermutlich ein Besuch des Museum Kircherianum im Collegio Romano, dem Zentrum der jesuitischen Kirchenerneuerung, unvermeidlich gewesen. Dort hatte der wunderbare Athanasius Kircher für sich und seine Zeit alles sammeln und zusammentragen lassen, was zu einer besseren Orientierung im Diesseits und im Jenseits förderlich war. Was an Naturalien und Artefakten, an Ausgegrabenen und Geplünderten, an Gezeichnetem, Geschriebenem und Gedruckten weltweit auffindbar war, wurde hier verwahrt, gesichtet und geordnet, gereinigt und geflickt nach der Überzeugung der Barockzeit: „Sapientiae proprium est unire, congregare et conservare.“ Ja, der menschliche Geist, der bis zur Weisheit vordringen will, muss die Verbindungen schaffen zwischen allem, was auf der Welt vorfindbar ist. Das Wissen vermehrte sich im 17. Jahrhundert rapide, das Ferne ließ sich jetzt näher heranrücken, das Nahe wurde erkennbar gemacht, das bisher Unsichtbare wurde durch Vergrößerung anschaulich, das im Inneren Verborgene – sogar jenes des eigenen Körpers – nach außen gekehrt und für den präparierenden und erhaltenden Zugriff hergerichtet. Dienten die Wunderkammern der Fürsten noch dem Bedürfnis, die Besucher mit „curiosa“ und „artificialia“ zu unterhalten, so verbarg sich hinter dem barocken Wissenskonzept ein weiter gehender Wunsch: Hier sollte die gesamte Schöpfung in all ihren Bestandteilen dem staunenden Menschen vorgeführt werden, ein Kosmos im Kleinen also, in dem kein einziges jener Wunderwerke fehlen sollte, die der Schöpfer seinen Geschöpfen zgedacht hatte. Man griff auf alle verfügbaren Illusionskünste zurück, um die Besucher mit den natürlichen und den künstlich erzeugten Phänomenen vertraut zu machen. Doch im Zentrum einer solchen Wissensschau stand

Vision des Augustinus. Das Gemälde von Carpaccio hängt in der Scuola di Giorgio degli Schiavoni, Venedig.



nie die schiere Menge und die bunte Fülle eines Sammelsuriums, sondern immer die Verbindung und Beziehung, die es zwischen den ausgestellten Objekten gab. Vieles war direkt sichtbar, anderes experimentell nachvollziehbar, manches nur durch intentionale Zuordnung zu verdeutlichen. Die Mitglieder des Jesuitenordens waren mit ihrer Glaubensbotschaft in die neu entdeckten Kontinente ausgeschwärmt. Was sie ins heimische Rom zurückbrachten, sollte wie in einem Spiegelbild die unermesslichen Schöpfungstaten Gottes bekunden. Die Rompilger waren dankbar für die Einsichten und Zusammenhänge, die sie hier unter der Anleitung eines Polyhistor und Hieroglyphenforschers gewinnen konnten. Die Zeit des wissensarmen, ja ahnungslosen Glaubens war vorbei.

Das Museum Kircherianum in Rom gibt es nicht mehr. Kaum war Athanasius tot, begannen Zerfall, Zerstreuung und Zerstörung sei-

nes Lebenswerks. Heute haben sich die Wissensbereiche ohnehin weit voneinander getrennt. So versammelt und dem staunenden Verständnis angemessen wie damals in Rom finden wir die Welt nirgends mehr. Es sei denn, wir sehen eine Bibliothek als jenen letzten potentiellen Ort an, wo ein „theatrum sapientiae“ barocken Ausmaßes immernoch inszeniert werden kann.

Unsere Welt ist nicht arm an Bibliotheken. Doch das Konzept der Biblioteca Werner Oechslin könnte einzigartig sein. Der gelehrte Oechslin will uns berührungsmutig machen: Kommt her, ihr Ahnungslosen, und schaut einmal, was ich hier für euch nebeneinander gestellt habe. In welche Entfernungen voneinander ich die Bücher gerückt habe. Was nacheinander verlangt, als Klärung, Weiterführung, Ergänzung. Achtet auf das unsichtbare Netz, in dem im Raum alles eingefangen ist. Im Rückblick ist nichts zufällig und willkürlich. Die Bücher ru-

fen nach einander, sie verlangen Ergänzung, Verdeutlichung, sie wollen Weiterführung und Öffnung. Manches behalten sie für sich, unverwechselbar und in einmaliger Weise. Anderes liefern sie aus, an die Nachkommenden, zur Aneignung und Veränderung. Epheta! – Tu dich auf, Menschengestalt, und nimm zur Kenntnis, was für Dramen und Komödien, was für Befreiungen und Katastrophen sich in der Weitergabe des Wissens ereignet haben. Frage dich selbst: Steh ich hier richtig? Und wenn Du keine Antwort darauf hast, suche sie in den Büchern und in der Weise, wie ich sie für dich geordnet habe! Wer in Zukunft wissen will, ob er richtig steht, muss nach Einsiedeln. In die Biblioteca Werner Oechslin.